

„Dieser Bärenkram muß aus dem Verkehr“

Mehr als eine halbe Million Menschen in der Bundesrepublik sind abhängig von Tranquillizern – ein Heer von Süchtigen. Rund 40 verschiedene Glücksspielen, allesamt Nachfahren des Valium, sind auf dem Markt; seit knapp drei

Jahrzehnten ist ihre Gefährlichkeit bekannt. Doch Ärzte und Pharmafirmen verharmlosen die Seuche: Schon nach wenigen Wochen kann die Sucht einsetzen. Der Ausstieg bringt körperliche und seelische Höllequalen mit sich.

Der Postbeamte konnte die Kunden vor dem Schalter nicht mehr ertragen. Er spürte, wie ihre Blicke jeder Bewegung folgten, die er in seinem Glaskäfig vollführte. Seine Gefühle rebellierten. Er wollte Schutz vor den Beobachtern und Hilfe für seine mitgenommenen Nerven.

Der niedergelassene Neurologe verschrieb ihm kleine weiße Tabletten, die der Beamte von nun an jedesmal schluckte, bevor er den Schalter öffnete. Alle Angst und Unruhe waren von da an wie weggeblasen. Über die gequälte Seele des Beamten wuchs eine schützende Haut. Die Pillen, die das Wunder vollbrachten, ließen sich beim Arzt jedesmal leicht wieder besorgen. Sie hießen, dunkel und einschmeichelnd wie ihre wohltuende Wirkung, „Adumbran“.

Bei der Bibliothekarin war es die chronische Krankheit ihres Mannes, mit der sie nicht mehr fertig wurde. In den Stunden, in denen sie sich um den Kranken kümmerte, haderte sie mit ihrem Schicksal. Sie sehnte sich nach einem Schlupfloch, nach ein paar Augenblicken Glück am Tag.

Der Hausarzt erfüllte ihr den Wunsch. Er verordnete ihr Tabletten, die aussahen wie winzige grünliche Brotlaibe. Sie machten das Leben der Frau von einem Tag auf den anderen erträglich. Nach einem Viertel oder gar der Hälfte des zierlichen Brotes gab es keine graue Wolke mehr. Wenn sie den ganzen Laib schluckte, womöglich mehrmals am Tag, verloren die Bewegungen und Gefühle ihre Schwerkraft. Das Leben wurde leicht und lustig. Genauso klang auch der Name der Glücksbringer: „Lexotanil“.

Der junge Mann – ein dritter Fall – hatte eine Lehre als Industriekaufmann beendet. Doch er blieb unschlüssig; von zu Hause zog es ihn nicht weg. Lieber vertauschte er den erlernten Beruf mit einem Job am Fließband. Der Arzt zeigte Verständnis. Er verschrieb ihm Tabletten, die über Frust und Eintönigkeit hinweghalfen.

Die Nerven des jungen Mannes zitterten noch ein paarmal bedenklich

nach. Doch gegen die kleinen weißen Tabletten hatten sie keine Chance. Die potenten Kügelchen erstickten jede Unruhe im Keim. Ihre Stärke verriet schon der Name: „Tavor“.

Eine Weile hielten die Pillen, allesamt Beruhigungsmittel aus der chemischen Familie der Benzodiazepine, das Leben der drei in Ordnung. Sie gehörten zu ihrem Alltag wie die Tasse Kaffee am Morgen und die Zigarette nach dem Mittagessen. Wenn der Inhalt der Schächtelchen und Röhrchen zur Neige ging, schrieb der Arzt ein Rezept für neue.

Um das Leben im Glaskasten auszuhalten, probierte es der Postbeamte nach einiger Zeit mit Valium. Später nahm er „Tavor“. Die Bibliothekarin blieb den grünlichen Broten treu, die über ihrem Leben das Glücksloch aufgerissen hatten. Nur der junge Mann mußte von Anfang an den Aufruhr in seiner Seele mit immer mehr Pillen bekämpfen.

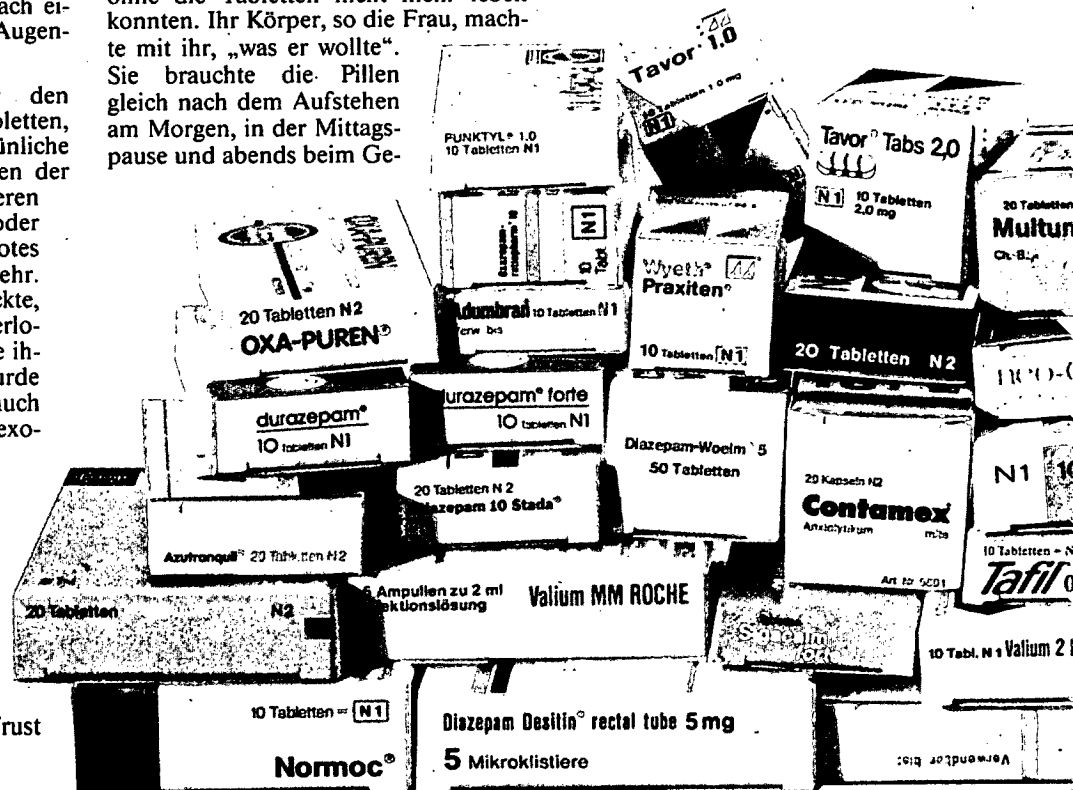
Nach einiger Zeit bemerkten auch die Bibliothekarin und der Beamte, daß sie ohne die Tabletten nicht mehr leben konnten. Ihr Körper, so die Frau, machte mit ihr, „was er wollte“. Sie brauchte die Pillen gleich nach dem Aufstehen am Morgen, in der Mittagspause und abends beim Ge-

danken an den nächsten Tag. Doch für eine Umkehr war es schon zu spät.

Spontan hatte sich die Bibliothekarin eines Abends von ihren grünlichen Broten getrennt. Tags darauf schaffte sie es nicht einmal mehr, die Treppen hinunterzusteigen und die Wohnung zu verlassen. „Wie ein verendendes Tier“ lag sie auf dem Küchenboden und suchte nach einer übriggebliebenen Tablette.

„Ich habe mich angekotzt“, sagt sie im nachhinein zu den gescheiterten Versuchen, aus eigener Kraft von den Pillen wegzukommen. Sie wollte sich umbringen, nur ein Zufall rettete ihr das Leben. Erst nach einer Entgiftungskur im Krankenhaus, nach einem sechswöchigen Aufenthalt in einer Nervenklinik und nach sechs Monaten Entwöhnungskur war sie die grünen Pillen los. „Man muß aufpassen“, beschreibt sie ihre Gefühle nach dem Ende des Alptraums, „daß man nicht auf den Knien liegt und dauernd seinem Schöpfer für die Rettung dankt.“

Der niedergelassene Arzt, der den Postbeamten mit den Tabletten versorgt



Tranquillizer-Angebot in der Bundesrepublik: „Der Arzt sagte, ‚Ach Gott, Sie müssen

hatte, weigerte sich strikt, seinen Patienten in eine Entzugsklinik einzuweisen. „Sie sind nicht süchtig“, versicherte er dem ängstlich gewordenen Mann und bot ihm an, andere, „nicht abhängig machende“ Pillen zu verschreiben.

Auf eigene Faust meldete sich der Beamte dennoch in der Klinik. Während des radikalen Entzugs schlief er neun Tage lang keine Sekunde. Eine übermenschlich große Angst drohte ihn zu zerquetschen. Er schwitzte und zitterte am ganzen Leib, sein Herz raste. Nächtelang starrte er von Todesangst erfüllt in das Licht der Laterne vor dem Fenster. Seiner Frau sagte er jeden Abend Lebewohl, als würde er sie am nächsten Morgen nicht wiedersehen. „Ich glaubte jede Minute zu sterben“, erinnert er sich, und die Tränen rollen ihm dabei noch immer übers Gesicht. Erst nach zwölf Monaten war er für das Leben ohne die Pillen wiederhergestellt.

„Ich weiß, daß ich diese Welt mit 22 Jahren verlassen muß“, beharrt der junge Industriekaufmann während des Entzugs in der Klinik; mit 20 Milligramm Tavor täglich, dem Äquivalent von 100 Milligramm Valium, hatte er sich zuletzt über seinen inneren Zwiespalt hinweggedämpft. Seine Stimme klingt wie von einer Membran, über der sich zentnerschwere Gewichte nur millimeterweise lüften. „Ich bin so leicht wie eine Feder, ich bin so leicht wie ein

Felsblock“, antwortet er von weit her auf die Frage, wie es ihm gehe.

Nach den ersten Wochen des Entzugs haben psychotische Wahngelüste sein Denken überschwemmt. Um ihn davon zu überzeugen, daß er nicht sterben müsse, gingen die Pfleger mehrere Male mit ihm in den Keller und zeigten ihm, daß dort kein Sarg für ihn bereitstünde. Er hatte Angst, er könnte mit dem Messer auf andere losgehen. In einem unbeachteten Augenblick war er mit aller Kraft durch acht dicke Türscheiben aus Glas gesprungen. Bei einigen hatte er mehrmals Anlauf genommen. Von dem Tag an ließen ihn die Pfleger in der Psychiatrie keine Sekunde mehr aus den Augen.

Hinter einem Vorhang aus Wahnideen und abgrundtiefer Depression sucht er nach einem Schlüssel für sein Schicksal. Ein Tag in seinem Leben, sagt er, hätte „diese Wende gebracht – als der Arzt mir das Tavor verschrieb“. Jetzt habe er nur noch einen Wunsch: daß dieser „Bären-

kram aus dem Verkehr gezogen“ werde.

Der „Bärenkram“ – das ist eine Gruppe von Medikamenten, auf die der Chemiker Leo Sternbach in einem Forschungslabor des Pharmamultis Hoffmann-La Roche in Nutley (New Jersey) vor drei Jahrzehnten eher durch Zufall stieß: die damals neue Stoffklasse der Benzodiazepine.

Die Wirkstoffe dieser Gruppe sollten nach dem Willen des Herstellers Ängste lösen und über alle möglichen Engpässe des Lebens hinweghelfen. Doch das „Soma“ des Roche-Chemikers hat seit seiner Entdeckung eine Elendsspur quer durch die westlichen Gesellschaften gezogen – bis hin zum tragischen Ende des Tavor-süchtigen schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten Uwe Barschel im vergangenen Herbst.

Zwischen 500 000 und 800 000 Medikamentenabhängige leben in der Bundesrepublik – der weitaus größte Teil von ihnen ist Beruhigungsmitteln vom Benzodiazepin-Typ verfallen. Genaue Zahlen lassen sich nicht ermitteln, weil nur die Hochdosis-Abhängigen in den



Wenn die Angst als unlösbares Problem erscheint. Tavor.

Werbung für „Tavor“ (1983): „Leicht wie ein Felsblock“



erst mal ruhig werden“, und schickte mich mit einem Rezept nach Hause“

GEO Expedition in die Vorzeit

Auf den Spuren rätsel- hafter Tiere



Sie lebten vor 200 Millionen Jahren. Versteinerungen zeigen die Tiere so vollständig, daß sogar Weichteile detailgenau zu erkennen sind und damit ihre Lebensweise offenbar wird. Diese Entdeckungen auf der Insel Spitzbergen helfen das Rätsel zu lösen, weshalb manche Arten Jahrmillionen überleben. GEO berichtet über die Arbeit der Forscher in arktischer Kälte und zeigt die spektakulären Funde.

**Jetzt bei Ihrem
Zeitschriftenhändler**

Psychiatrien auftauchen. Die Zahl der Tablettensüchtigen ist etwa zehnmal so hoch wie die der Drogenabhängigen. Nur der Alkohol rangiert in der Skala der Süchte vor den trügerischen Glückspillen.

Rund eine Milliarde Benzodiazepin-Tabletten werden in der Bundesrepublik jährlich verkauft. Das würde reichen, wie das Wissenschaftliche Institut der Ortskrankenkassen für 1986 errechnet hat, um 40 Prozent der westdeutschen Bevölkerung vier Wochen lang mit Tranquilizern zu versorgen. Die meisten Pillenkonsumenten aber schlucken weitaus länger, in der Regel monate- und jahrelang.

Kein anderes Arzneimittel wurde den 40- bis 60jährigen Westdeutschen im Jahr 1986, dem letzten von den Statistikern ausgewerteten Zeitraum, öfter verordnet als „Lexotanil“, die grünlichen Glücksbrote aus dem Hause des Schweizer Valium-Herstellers Hoffmann-La Roche. Unter den 100 meistverschriebenen Medikamenten in der Bundesrepublik lag die Psychopille des Baseler Konzerns auf dem fünften Rang. Acht weitere Benzodiazepine, darunter „Adumbran“, das Schlafmittel „Rohypnol“ und die Barschel-Pille „Tavor“, folgten unter den ersten hundert.

„Der Fall Barschel beleuchtet nur die Spitze des Eisbergs“, meldete sich im letzten Dezember der Ulmer Neurologe Professor Hans Helmut Kornhuber zu Wort. Tranquilizer machen abhängig, warnte der Mediziner, dies – „und nicht etwa ihre Nützlichkeit“ – sei der Grund für ihre große Verbreitung.

„Im Blick auf das Leid“, das durch die Pillen verursacht werde, erinnerte Kornhuber seine Kollegen im „Deutschen Ärzteblatt“ an den hippokratischen Eid: „Sobald man einem Patienten Benzodiazepin in Form von Tabletten zum Selbsteinnehmen verschreibt, drängt man ihn in die Gefahr, abhängig zu werden.“ Die „stille Seuche“, so hatte der Neurologe, zusammen mit anderen Wissenschaftlern, schon 1984 gewarnt, sei in Wirklichkeit eine „iatrogene“ Seuche – von Medizinern und der Medizin selbst ausgelöst.

Kritische Sachverständige wie Werner Platz, Chefarzt der Karl-Bonhoeffer-Nervenklins in Berlin-

Reinickendorf, sind sich darin einig: Allenfalls jede zehnte der verabreichten Beruhigungspillen werde wirklich zum Wohle des Patienten eingesetzt, bei epileptischen Anfällen etwa, in den Tagen und Wochen nach dem Herzinfarkt, bei beginnenden Psychosen, vor Operationen oder bei künstlicher Beatmung in der Intensivstation. Der Rest, so das Urteil des Berliner Mediziners, sei „Verdummung, Geschäftemacherei“.

Der Umgang mit den kleinen Pillen gleiche „oft dem therapeutischen Schuß aus der Hüfte“, konstatierte der Augsburger Neurologe Friedhelm Katzenmeier Anfang dieses Jahres im Ärzteblatt „Medical Tribune“. Sogar das konservative „Bayerische Ärzteblatt“ ließ jüngst einen Kritiker der Tranquilizer-Flut zu Wort kommen. Weder die „Bagatelstörungen unserer täglichen Befindlichkeit noch die unbegrenzt andauernden Stützungsbedürfnisse im Rahmen von Persönlichkeitsstörungen“, schrieb der Münchner Internist Hans Borchers in der Juni-Ausgabe des Blattes, seien „rationelle Indikationen für die Anwendung von Benzodiazepinen“. Die allgegenwärtigen Seelentröster, so der Internist, seien „weitgehend entbehrlich“.

Dennoch verlassen noch immer 30 bis 40 Prozent der Patienten die Praxis ihres Allgemeinarztes oder Internisten mit einem Benzodiazepin-Rezept in der Tasche. Viele seiner Kollegen, klagte der Düsseldorfer Neurologe Rudolf Liesenfeld im Ärztemagazin „Selecta“, verord-



Benzodiazepin-Entdecker Sternbach
Das „Soma“ zog eine Elendsspur



„Tavor“-Abhängiger Barschel
Entzugssymptome im Klinikbett

neten die potenten Stoffe noch immer, „ohne die Gefahren dieser Medikamentengruppe zu bedenken“.

Die zeigen sich mitunter schon bald nach den ersten Glücksgefühlen, die die Pillen ihren Benutzern spendiert haben:

- ▷ Schon nach drei bis sechs Wochen laufen die Konsumenten Gefahr, von den Tranquilizern abhängig zu werden.
- ▷ Bei jahre- und jahrzehntelanger Einnahme kleiner („therapeutischer“) Dosen kann eine abrupte Unterbrechung lebensgefährlich sein.
- ▷ Während der radikalen Entgiftung in der Klinik kommt es zu Schlafstörungen, Ängstlichkeit und Unruhe. Die Muskeln zucken, Stühle und Tische scheinen sich zu bewegen, Fußboden und Wände sich zu wölben. Die Patienten „glauben, verrückt zu werden“. Epileptische Krampfanfälle oder Delirien signalisieren Lebensgefahr.
- ▷ Der Kampf gegen die körperliche Abhängigkeit dauert Wochen und Monate; die psychische Abhängigkeit, die „Gier nach dem Stoff“, hält an, womöglich für immer.

Das Leben mit den Seelenröstern, das so hoffnungsvoll begonnen hat, verwandelt sich oft schon nach einer kurzen Spanne zur Qual:

- ▷ Die Beschaffung der Tabletten wird zum Dreh- und Angelpunkt des Tages.
- ▷ Die anfänglich erhöhte Leistungs- und Belastungsfähigkeit sinkt, und

die Konzentration schwindet.

- ▷ Die Kontakte zur Außenwelt versiegen, der wahre und einzige Gefährte bleibt die Pille.
- ▷ Die Gefühle reduzieren sich auf die dumpfe Mitte.
- ▷ Konflikte werden mit den Tabletten „zutherapiert“ und dadurch chronifiziert.
- ▷ Die Hemmungs- und Steuerungsfähigkeit nimmt nach längerer Einnahme ab, die Süchtigen sind zu Handlungen imstande, die mit ihrer ursprünglichen Persönlichkeit nichts mehr zu tun haben.
- ▷ Die Fähigkeit, mit Ängsten fertig zu werden, läßt nach; die Angst vor der Angst wird größer.
- ▷ Das Risiko, in einen schweren Ver-

kehrsunfall verwickelt zu werden, steigt auf das Vier- bis Fünffache.

- ▷ Die Sterblichkeitsrate ist auf das 2,5-fache erhöht – die freundlichen Pillen töten meist durch Selbstmord oder in Kombination mit Alkohol und anderen Arzneimitteln.

Schon Ende der sechziger Jahre hatten Wissenschaftler darauf hingewiesen, daß die gewinnträchtigen Pillen des Leo Sternbach zu Entzugssymptomen führen. Von Mitte der sechziger Jahre an waren in der ärztlichen Fachpresse Berichte und Falldokumentationen aufgetaucht, in denen die Abhängigkeit von den Glückspillen beschrieben wurde.

Schätzungsweise 1,5 Millionen US-Bürger waren Anfang der siebziger Jahre von Valium abhängig. Doch zwischen 1975 und 1980 schafften die Amerikaner – nach dramatischen Buchveröffentlichungen, Senatshearings und einer breiten öffentlichen Debatte über die Pillen – den Absprung von der „tranquilisierten Gesellschaft“.

Anders in der Bundesrepublik. Die ausschließliche Abhängigkeit von Benzodiazepinen, so argumentieren die Pharma-Firmen noch immer, sei extrem selten. Beim Verwischen der Spuren stehen der Lobby einflußreiche Mediziner dienstbar zur Seite.

„Eindeutige Beweise“ für ein Suchtverhalten von Benzodiazepin-Konsumenten, dozierte beispielsweise der Würzburger Psychiatrie-Professor Helmut Beckmann noch Ende 1984 vor Ärzten in Regensburg, gebe es „bisher

Soeben erschienen

Der Weltformel auf der Spur

«Der größte Wandel unseres Weltbildes seit Kopernikus und Galilei» schreibt die FAZ zu Stephen Hawkings Forschungen über Entstehung und Zukunft von Zeit und Raum. Der geniale Physiker erzählt die Geschichte der Kosmologie, berichtet über seine Suche nach den Schwarzen Löchern und der Großen Einheitlichen Theorie. In den USA auf Platz 1 der Sachbuchbestsellerliste. Bei uns bereits wenige Tage nach Erscheinen in der dritten Auflage.



Stephen W. Hawking
Eine kurze
Geschichte
der Zeit
Die Suche
nach der Urkraft
des Universums
Rowohlt

Stephen Hawking
Eine kurze Geschichte der Zeit
Die Suche nach der Urkraft
des Universums
Deutsch von Hainer Kober.
240 Seiten. Gebunden. DM 34,-

Rowohlt

nicht“. Nur eine „kleine Zahl von Individuen“ nehme die Beruhigungspillen über Jahre hinweg: „Der Begriff ‚Benzodiazepin-Sucht‘ sollte vermieden werden“, so der Professor fürsorglich.

Zur gleichen Zeit, als Beckmann in Regensburg auftrat, war jeder fünfte Patient, der an der Psychiatrischen Uniklinik in München wegen Medikamentenmißbrauch oder Medikamentenabhängigkeit behandelt wurde, ausschließlich von Benzodiazepinen abhängig. Bei einer ebenfalls 1984 veröffentlichten Studie hatte es sich bei 157 Suchtfällen in fast jedem dritten Fall um eine reine Benzo-Sucht gehandelt (und nicht um einen polytoxischen Mix von Alkohol, Rauschgift und Medikamenten).

Schon 1983 waren unter den zehn bei der Arzneimittelkommission der deutschen Ärzteschaft wegen Mißbrauch

zehnmal so hoch wie bei den depressionsanfälligen Schweden.

In Großbritannien brachte eine Kampagne des „Observer“ Mitte Februar eine Lawine ins Rollen. Nach Artikeln über die Tranquilizer-Sucht der Briten (geschätzte Zahl der Süchtigen: 400 000) meldeten sich bei Zeitungen und Hilfsorganisationen Hunderte von Abhängigen und Betroffenen. Anwälte werden mittlerweile überall im Land damit beauftragt, Entschädigungsklagen gegen die Pharma-Industrie einzureichen. „Mutters-kleine Helfer“, kommentierte der „Observer“, seien der „Fluch für Tausende von britischen Familien“. Die Tranquilizer-Misere wachse sich auf der Insel zum „größten Arzneimittel-Skandal seit der Contergan-Affäre“ aus.

Ungestört von öffentlicher Anteilnahme ist es dagegen bis jetzt der westdeut-

druckte „nur wenig geändert“. Dennoch droht Ärzten mittlerweile auch in der Bundesrepublik die Verurteilung wegen vorsätzlicher Körperverletzung selbst dann, wenn sie die Abhängigkeit nicht selbst auflöst, sondern durch Rezepte nur aufrechterhalten haben (siehe Kasten Seite 168).

„Einer Bevölkerung“, so hatten Warner schon Mitte der siebziger Jahre prophezeit, „die ein überwältigendes Bedürfnis hat, das Erlebnis ihrer Umwelt chemisch zu verändern, wird der Arzt in Zukunft hilflos gegenüberstehen.“ Die Mediziner in den Praxen sind, wie es scheint, nur die willigen Fluchthelfer für diesen Ausstieg aus der Realität.

Sie nehmen die Abhängigkeit ihrer Schutzbefohlenen in den Wartezimmern nicht wahr, sie verdrängen sie, oder sie verschreiben die Pillen, wider besseres



Tranquilizer-Kritiker Kornhuber, Platz, Glaeske: „Die stille Seuche ist von Ärzten gemacht“

und Abhängigkeit am häufigsten gemeldeten Arzneimitteln allein sieben Benzodiazepine. Die Plätze eins bis drei belegten „Tavor“, „Valium“ und „Lexotanil“ („Aufwind für die Psyche“). Auf Platz fünf lag „Adumbran“ („Die Angst entweicht“), auf Platz acht „Tranxilium“, auf Platz neun „Rohypnol“ und auf dem zehnten Platz das Schlaf- und Beruhigungsmittel „Dalmadorm“.

„Stoppt die Tranquilizer!“ forderte im November das französische Nachrichtenmagazin „Le Point“. Die Franzosen sind nach Angaben des Blattes „Weltmeister“ im Verbrauch der Psychopillen. Die vermeintlich lockeren Lebenskünstler schlucken jährlich die gleiche Benzodiazepin-Menge wie die fünfmal so zahlreichen Bürger der USA. Gemessen am Pro-Kopf-Verbrauch, ist der Konsum der Franzosen zwei- bis dreimal so hoch wie bei Briten oder Westdeutschen und

schen Pharma-Lobby gelungen, die kleinen Pillen mit den großen Umsätzen vor geschäftsschädigenden Eingriffen zu bewahren. Zwar sind auf Betreiben der Weltgesundheitsorganisation (WHO) Benzodiazepine seit 1984 den Betäubungsmitteln gleichgestellt. Doch im Clinch mit der Pharma-Lobby beließen es die Arzneimittelüberseher des Bundesgesundheitsamtes bei einer großherzigen Geste.

Statt die heimtückischen Pillen für den Alltagsgebrauch zu sperren und ihre Verschreibung unter die strengen Auflagen des Betäubungsmittelrechts zu stellen – der Tranquilizer-Boom hätte über Nacht ein Ende –, einigten sich Arzneimittelüberwacher und Firmen auf ein paar kaum abschreckende Warnhinweise auf den Medikamenten-Waschzetteln.

Am Konsum der Benzodiazepine, so Kritiker Kornhuber, habe das Kleinge-

Wissen, aus purer Hilflosigkeit: weil sie nur die Medizin des Rezeptblocks beherrschen und weil Entzugssymptome ihrer Patienten den gefährlichen Selbstbetrug auffliegen lassen würden.

„Von meinen Problemen“, so eine 40jährige Valium-Abhängige, deren Suchtkarriere im Kinderheim begann, „brauchte ich nur eines auf den Tisch zu bringen, da haben die Ärzte gesagt: ‚Ach Gott, nun müssen Sie erst mal ruhig werden‘, und haben mich mit einem Tranquilizer-Rezept nach Hause geschickt.“

An ihrer chemischen Krücke humpeln die Tranquilizer-Abhängigen „im Schnitt zehn Jahre“ durchs Leben, wie die Psychologinnen Angelika Nette und Sybille Ellinger, Leiterinnen einer Medikamenten-Beratungsstelle in Hamburg, bei ihren Anrufern herausgefunden haben. Siebeneinhalb Jahre lang etwa versorgten Mediziner den unglücklichen

„Seelisches Leid ist einklagbar“

Rechtsprechung zur Medikamentensucht

Fünf Monate lang hatte der praktische Arzt Dr. Karl S.-H. seiner Patientin das ersehnte Mittel weiterverschrieben: Sie war von dem Angst- und Spannungslöser „Lexotanil“ abhängig, 50 bis 70 Pillen brauchte sie pro Woche. Der Arzt bediente ihre Sucht mit dem Rezeptblock. Nun stand er wegen Körperverletzung vor Gericht.

In den ersten beiden Instanzen wurde er freigesprochen. Der Arzt, so die Begründung, habe den „Gesundheitszustand“ der Frau, die schon jahrelang süchtig war, nicht verschlechtert, sondern ihre Tranquilizer-Abhängigkeit nur stabilisiert.

Das Oberlandesgericht aber war, als dritte Instanz, anderer Meinung und hob den Freispruch Ende August letzten Jahres auf. Nicht von „Gesundheit“, sondern von „Krankheit“, so die Richter, müsse im vorliegenden Fall ausgegangen werden; durch das Weiterverschreiben von Tabletten an die Pillensüchtige seien „Therapiemöglichkeiten zerstört oder zumindest erschwert“ worden, der Tatbestand der Körperverletzung könne mithin erfüllt sein (Aktenzeichen I Ss 219/87).

Für die meisten Tablettenabhängigen in der Bundesrepublik hat die Suchtkarriere in einer Arztpraxis begonnen. Haben sie alle gewußt, auf welche Therapie sie sich einlassen, und das Risiko der Abhängigkeit bewußt in Kauf genommen? Sybille Ellinger, Psychologin in der Hamburger Beratungsstelle „Frauen – Alltag – Medikamente“, bezweifelt das: „Die Patientinnen sind über die Suchtgefahren völlig unzureichend aufgeklärt.“ Dazu aber ist der Arzt, bevor er das erste Rezept ausreibt, rechtlich verpflichtet.

Bei der „rechtsgültigen Einwilligung“ des Patienten, ohne die fast jede ärztliche Behandlung zur Körperverletzung wird, genügt es nicht, daß die Betroffenen einfach ja sagen. Sie müssen vorher über alle „nicht selbstverständlichen Risiken“ aufgeklärt werden – der Arzt ist also verpflichtet, auf die Suchtgefahren von Tranquilizern hinzuweisen. Die Ausrede, der Hinweis auf die Gefahr einer Abhängigkeit stehe ja ohnehin auf dem Beipackzettel, verfängt nach Ansicht von Patientenrechtsexperten nicht. „Der Beipackzettel“, so der Bremer Rechtsprofessor Dieter Hart, „kann den Arzt nicht ersetzen.“

Strafrechtsprozesse gegen Ärzte, die ihre Patienten in die Abhängigkeit therapiert haben, sind bislang selten.

Mitunter kommen solche Fälle vor Gericht, wenn die Patientenkartei wegen anderer Delikte – etwa betrügerischer Manipulation von Krankenscheinen – beschlagnahmt wird. Dann fallen auch die Psychopillen-Opfer auf – so bei dem Bielefelder Arzt Dr. Rudolph S., der sechs medikamenten- und alkoholabhängigen Patienten „eine große Anzahl von suchtfördernden bzw. suchterhaltenden Medikamenten“ verordnet hatte, darunter auch „Tavor“.

Mit Unterstützung des Arztes wurden die Patienten zwischen 1983 und 1984 in die „Hochdosisabhängigkeit“ geführt. Der 65jährige Allgemeinmediziner wurde, Ende letzten Jahres, zu einer Geldstrafe von 250 000 Mark verurteilt und gab seine Praxis auf.

Im Fall des Weiterverschreibens von Arzneimitteln an bereits Süchtige gibt es eindeutige Urteilsprüche. Dagegen herrscht im Graubereich zwischen ärztlich indizierter und süchtigmachender Verordnung rechtlich keinerlei Klarheit. „Viele Ärzte denken schon über das erste Rezept zu wenig nach“, kommentierte der psychiatrische Sachverständige Niels Pörksen den Bielefelder Prozeß. Zwar verlangt die ärztliche Berufsordnung (Paragraph 24, Absatz 3), daß der Arzt „einer mißbräuchlichen Anwendung seiner Verschreibungen keinen Vorschub leisten“ darf; doch der Übergang vom therapeutisch sinnvollen Handeln zur Verabreichung von Suchtmitteln bleibt im dunkeln.

„Ob das Ausmaß der Ahndung hinter den tatsächlichen Vergehen der Ärzte herhinkt, kann ich nicht beurteilen“, kommentiert Ulrike Bollersheim von der Rechtsabteilung der Bundesärztekammer in Köln – doch das Mißverhältnis zwischen der tatsächlichen Zahl der Tablettenopfer und den raren Fällen von rechtlicher Verfolgung ist offenkundig.

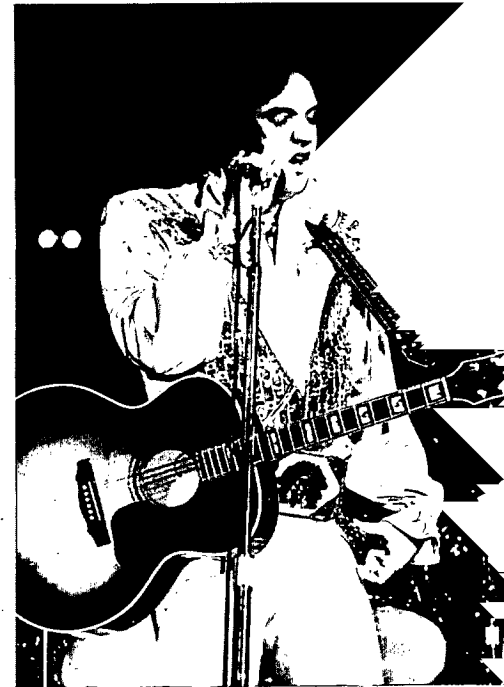
Über die „Dunkelziffer“ bei der Tranquilizer-Sucht wundert sich auch Bundesrichter Erich Steffen, Mitglied des zuständigen Senats beim Bundesgerichtshof in Karlsruhe. „Auch seelisches Leid, wie zum Beispiel die Belastung des Entzugs, ist einklagbar“, erläutert er. „Es fehlt offenbar nur an Öffentlichkeit.“

Kein Wunder: Nach monatelangem Entzug, begleitet von schweren Ängsten, Schüttelkrämpfen, Schweißausbrüchen, Alpträumen und Herzrasen, hat es den Opfern offenbar bisher an Kraft gefehlt für den Weg durch die Instanzen.

Uwe Barschel mit immer neuen Rezepten für das angeblich angstlösende „Tavor“. Um einen psychischen Befund haben sie sich in der ganzen Zeit nie gekümmert.

Drei Jahre nach dem Beginn seiner Sucht, Ende Mai 1983, klagte Barschel beim Kieler Professor Arnold Bernsmeier über Schlafstörungen, Antriebsprobleme, Leeregefühle im Kopf und vorübergehende Vitalitätsstörungen – da hatte sich die anfangs schützende Wirkung der Pillen schon ins Gegenteil verkehrt; Entzugerscheinungen am Morgen und die nach längerer Enthaltensamkeit verstärkte hervorbrechenden Ursprungsängste („Rebound Syndrom“) machten dem Politiker zu schaffen.

Auf 4,5 Milligramm „Tavor“, so haben Medizingutachter nach Barschels



Tabletten-Opfer Presley
Zwölf Wirkstoffe im Körper

Tod rekonstruiert, war die Tagesdosis des Politikers bis zum Mai 1987 gestiegen. Mit über 10 Milligramm täglich, dem Äquivalent von 50 Milligramm Valium, mußte er während der Aufdeckung des Waterkantgate-Skandals durch den SPIEGEL im September und Oktober seine Nerven beruhigen.

Eine „ausgeprägte Tachykardie“ (Herzrasen) hatten Kliniker nicht zu deuten gewußt, die Barschel nach seinem Flugzeugabsturz im Mai desselben Jahres behandelt hatten. Sie tippten auf eine „reaktive Hyperzirkulation“, eine Folgereaktion des Organismus auf die durch den Unfall entstandenen Blessuren und Belastungen. In Wirklichkeit lief der Körper wegen des unvorhergesehenen Tavor-Entzugs im Klinikbett auf Hochtouren. Ein Herzmittel und die Benzos „Valium“ und „Mogadan“ zur

Nacht brachten Barschel Erleichterung – wie dem Manne zu helfen gewesen wäre, sahen die Mediziner nicht.

Erst im nachhinein ging auch ihnen auf, was für eine Sucht-Karriere da gelaufen war. „Tageshöchst-mengen“, wie sie Barschel in den letzten Monaten seines Lebens zu sich genommen hatte, seien an seiner Klinik, wie der Lübecker Professor Horst Dilling in einem Gutachten vermerkte, „nur in seltenen Fällen als Begleitmedikation bei psychisch schwerkranken Patienten benötigt“ worden.

Gewöhnlich ist es die tiefverwurzelte Kumpanei der Mediziner mit der Chemie und ihre geradezu panische Angst vor „therapeutischem Nihilismus“, die sie über die Folgen ihres Tuns hinwegsehen läßt. Wer sich vom eingehenden Gespräch mit dem Patienten überfordert fühlt, dem geben die Psychopillen die verlorene Sicherheit zurück: Der ärztliche Nimbus bleibt gewahrt, das „Helfersyndrom“, so der Düsseldorfer Arzneimittel-Epidemiologe Gerd Glaeske, „ist abgesättigt“.

Zwischen 300 000 und 400 000 Benzodiazepin-Rezepte wurden 1982/83 in der Bundesrepublik für Kinder unter zwölf Jahren ausgestellt. Jedes achte Kind in dieser Altersgruppe wird mehr oder minder häufig mit Psychopillen eingedeckt, um es dem Ruhebedürfnis der Erwachsenenwelt anzupassen, wie der Erziehungswissenschaftler Reinhard Voß im April bei einer Fachtagung in Dortmund mitteilte.

Für Sucht und Ordnung sorgen die praktischen Pillen aber hauptsächlich in zwei anderen Bevölkerungsgruppen:

- ▷ Zwei Drittel aller verordneten Tranquilizer werden in der Bundesrepublik von Frauen geschluckt.
- ▷ Die Gefahr, in den Teufelskreis aus Schwäche, Hilfsbedürftigkeit und Sucht zu geraten, ist – für Männer wie Frauen gleichermaßen – im Alter am größten: Etwa zehn Prozent der über 65jährigen Westdeutschen, nach Schätzungen des Bremer Arzneimittelkritikers Peter S. Schönhöfer sogar jeder vierte, nehmen die Beruhigungspillen täglich.

Mit einer schwarzgekleideten alten Dame vor dem frisch aufgeworfenen Grab warb die Biberacher Pharma-Firma Thomae – stellvertretend für den Werbezynismus der Branche – noch vor wenigen Jahren für ihr Mittel Adumbran. „Jetzt bin ich von allen verlassen“,



Tabletten-Opfer Judy Garland
Tödliche Kreuzreaktion mit Alkohol

legten die Werbetexter der Trauernden in den Mund. Doch mit Adumbran, so die Botschaft, sterben die wahren Freunde nie aus.

In Wahrheit bezahlen ältere Patienten für die Sirenengesänge der Hersteller oft mit dem Verlust ihrer Lebenskraft. Jedem zehnten älteren Menschen, der unter fortschreitendem Verfall seiner körperlichen und geistigen Regheit gelitten hatte, ließ sich nach Angaben von US-Medizinern auf einfache Weise helfen: Die alte Frische kam zurück, wenn der täglich konsumierte Arzneimittel-Berg kritisch gesichtet wurde und die Tranquilizer in den Müll wanderten.

Ältere Patienten, die langwirksame Beruhigungsmittel einnehmen, stürzen überdurchschnittlich oft (wie amerikanische Epidemiologen und Medizinstatistiker feststellten) und ziehen sich dabei den im Alter gefürchteten Oberschenkelhalsbruch zu. Die Erklärung ist einfach: Das Gehirn der Alten ist empfänglicher für die unerwünschten Nebenwirkungen der Pillen; Leber und Nieren arbeiten nicht mehr so wirkungsvoll, deshalb halten sich Stoffwechselprodukte der Benzos, die bei jüngeren Menschen etwa schon nach 24 Stunden wieder ausgeschieden sind, im Körper der älteren bis zu viermal so lange und sammeln sich zu einem gewaltigen Polster an – Unfälle und Verwirrtheit nehmen auf scheinbar mysteriöse Weise zu.

Der Griff des Arztes zum Rezeptblock, so einer der entschiedensten Kritiker der Anpassungs- und Dämpfungsmethoden, der Düsseldorfer Gerd Glaeske, könne „sehr wohl als Gewalt gegen alte Menschen aufgefaßt werden, als eine Form der Entwertung von Persönlichkeiten, denen nicht mehr zugetraut oder zugemutet wird, eigene Lebens- und damit Bewältigungsformen zu finden“.

Mehr als doppelt so oft wie bei den männlichen Patienten diagnostizieren die Mediziner bei ihrer weiblichen Klientel psychische Befindlichkeitsstörungen, die sie mit blumigen Formeln wie vegetative Dystonie, Psychosomato-se oder psychovegetative Dysregulation umschreiben. Der Nicht-Diagnose folgt in aller Regel die Nicht-Therapie: „Mother's little helper“, die Beruhigungspille, deckt die Probleme zu.

„Ohne zwingende Indikation“, so etwa warnte das Bundesgesundheitsamt im Juni, werden die Tranquilizer bei Schwangerschaftsbeschwerden und nach der Geburt verschrieben. Bei Neugeborenen, die die Benzodiazepine über den Mutterkuchen oder über die Muttermilch aufgenommen haben, kann es deshalb zu gefährlichen Entzugsscheinungen und zur Säuglingsschlappeheit („Floppy Infant Syndrom“) kommen: Die Muskeln der Kleinen sind schlaff, ihre Reflexe lassen nach, die Körpertemperatur sinkt bedrohlich ab, schlimmstenfalls droht plötzlicher Atemstillstand.

Weil der Körper in der Vorstellungswelt der Mediziner noch immer männ-



Tabletten-Opfer Liza Minnelli
Durch Valium an den Rand der Katastrophe

lich ist, die Psyche hingegen weiblich, werden Frauen bei identischen Beschwerden eher die dämpfenden Psychopillen, Männern dagegen stimulierende und kausal wirkende Mittel verschrieben. Das „Zähmungsinstrument“ in den Händen der männlichen Medizin (Glaeske) hindert die Patientinnen daran, den Grund für ihre Befindlichkeitsstörungen zu erkennen und Konflikte

sind für Überraschungen gut. Sie können schlagartig einsetzende Entzugssymptome verursachen. Der Preis für den tiefen Schlaf in der Nacht sind dann am frühen Morgen schon Nervosität, aufsteigende Angst und Verwirrtheit.

Patienten, die das Benzodiazepin-Schlafmittel „Halcion“ (Halbwertszeit: zwei bis vier Stunden) eingenommen hatten, litten nach Angaben des schottischen Suchtexperten Ian Oswald nach wenigen Tagen verstärkt unter Ängsten, die sich bis zu Panikattacken steigerten. Ihre Schrift wurde unleserlich, sie halluzinierten, waren depressiv, nahmen ab und fühlten sich untertags müde und abgeschlagen.

Vollends ins Staunen gerieten Ende letzten Jahres amerikanische Neurologen, die mit einer Halcion-0,5-Milligramm-Tablette versucht hatten, den Jetlag beim Flug nach Europa zu überlisten. Die kleine Tablette löste stundenlange Filmrisse aus. In der Zeitspanne, für die den Reisenden hinterher jede Erinnerung fehlte, hatten sie die Flugzeuge gewechselt, Formulare ausgefüllt und mit Freunden zu Abend gegessen, sie waren anstandslos durch den Zoll gekommen, hatten Geld getauscht, Züge und Taxis benutzt.

den Folgen des Tranquilizer-Booms zu warnen. Die Firmen, so die Erfahrungen, schickten ihnen Briefe ins Haus, in denen sie in maliziös-unverfänglichem Ton um nähere Ausführungen baten – die Drohung mit einem kostspieligen Prozeß war zwischen den Zeilen zu lesen.

Umsätze zwischen 400 und 500 Millionen Mark jährlich stehen für die westdeutschen Benzo-Hersteller auf dem Spiel. Seit der Markteinführung der Psycho-Pille in der Bundesrepublik haben die rosa Brillen für die Seele den Firmen nach Hochrechnungen Glaeskes allein auf dem westdeutschen Pharmamarkt einen Umsatz von dreieinhalb Milliarden Mark beschert. Nach wie vor bürtet die Pharma-Lobby deshalb unbequeme Kritiker wie den Ulmer Kornhuber in bemerkenswert rüdem Ton ab.

Das Abhängigkeitspotential des Roche-Benzos „Lexotanil“ ist nach Ansicht von Medizinexperten größer als das seines Vorgängers „Valium“. Bei dem erst im Oktober 1984 in der Bundesrepublik eingeführten Benzo „Tafil“ (Wirkstoff: Alprazolam) sind laut Angaben des Berliner „Arznei-telegramm“ vom Januar schon jetzt Fälle von „schwerer Abhängigkeit“ dokumentiert. Bei den Valiumgeschädigten Amerikanern hat das Mit-

Alprazolam zum erstenmal seit langem wieder gutgegangen – aber nur für eine Weile. Schon nach wenigen Wochen befanden sie sich in depressiver Verfassung, sie mochten nicht mehr essen und verloren Gewicht, sie trugen sich mit Selbstmordgedanken, waren unfähig, sich zu konzentrieren, und wurden von Weinkrämpfen geschüttelt – jedem Dritten hatten die Pillen auf diese Weise „geholfen“.

Noch immer sind in der Bundesrepublik Kombinations-Arzneimittel auf dem Markt, die ihre Benzodiazepin-Komponente wie einen getarnten Agenten in den Körper nichtsahnender Patienten schleusen: das Herzmittel „Persumbran“, das Antidepressivum „Limbatrial“, das Schmerzmittel „Silentan“ und das muskelentspannende (Mono-)Präparat „Musaril“.

Über Wochen und Monate hinweg eingenommen, können die psychoaktiven Mischpillen Abhängigkeit und Sucht erzeugen. Ihren Herstellern bescherten die verkappten Schädlinge vor allem deshalb sichere Gewinne:

▷ „Persumbran“ (Benzo-Komponente: „Adumbran“): Über 1,3millionenmal haben Ärzte das Mittel 1986 verschrieben; unter allen Herzpräpara-

Insidon
stimmungsaufhellendes
Anxiolytikum

Ausweg
aus der Abhängigkeits-Problematik

„Von Herzen gesund“

Persumbran®
schützt das Altersherz
vor koronaren Störungen
und beruhigt es zugleich

thomae

Aufwind
für die
Psyche

lexotanil 6
Chlorazepat

bei nervösen Reaktionen, Unruhe, Schlafstörungen und Erregungs-Syndromen

Analyse Stimmungsauflösung
Entspannung Antriebsförderung
Beruhigung Kontaktverbesserung

thomae

bei einem Angeklagten, der nur zugibt, was man ihm Schritt für Schritt nachweisen kann“

Die Pharma-Industrie, so Psychiater Platz, habe sich bei den Benzodiazepinen „wie ein Angeklagter verhalten, der nur zugibt, was man ihm Schritt für Schritt nachweisen konnte“. Obwohl seit beinahe drei Jahrzehnten kein Zweifel daran besteht, daß die Beruhigungspillen abhängig machen und das Leben ihrer Benutzer zerstören können, durften es engagierte Einzelkämpfer noch bis vor wenigen Jahren kaum wagen, auf Symposien und Ärztekongressen vor-

tel unter dem Markennamen „Xanax“ in der Liste der meistverordneten Medikamente den vierten Rang erklommen.

In einer Multicenter-Studie war der Wirkstoff Alprazolam scheinbar ausreichend getestet worden. Doch in einer im Mai vergangenen Jahres veröffentlichten Nachuntersuchung referierten US-Mediziner über bis dahin unbekannte Nebenwirkungen der Pillen.

Patienten mit Platzangst und panischen Angstattacken war es danach dank-

ten lag es auf dem dritten Rang; dem Hersteller Thomae bescherte der dubiose Oldie 42,5 Millionen Mark Umsatz – „der echte Skandal“, so Arzneimittelkritiker Schönhöfer, „den wir haben“.

▷ „Limbatrial“ („Librium“): Mit ebenfalls 1,3 Millionen Verordnungen war das Präparat 1986 das in der Bundesrepublik mit Abstand am häufigsten verkaufte Antidepressionsmittel. Hoffmann-La Roche er-

zielte mit dem süchtigmachenden Mix, zusätzlich zu den hauseigenen Nur-Benzos, einen Umsatz von 27,5 Millionen Mark.

▷ „Silentan“ („Valium“): 800 000mal verschrieben. Mediziner 1986 die „völlig irrationale Kombination“ (so der Göttinger Pharmakologe Wolfgang Poser) gegen simple Kopfschmerzen und Migräne. Der Jahresumsatz des Mittels verdoppelte sich im selben Jahr auf 14 Millionen Mark, nachdem Hersteller Krewel 1985 ein Drittel des Silentan-Umsatzes in die Werbung für das Kombinationsmittel gesteckt hatte.

▷ „Musaril“ („Tetrazepam“): 775 000 Patienten bekamen das Mittel 1986 gegen Verspannungen und Muskelschmerzen (Umsatz: 31,4 Millionen Mark), darunter auch solche, die eine Benzodiazepin-Entwöhnung gerade hinter sich hatten. Daß sich unter dem Präparat ein lupenreines Benzodiazepin verbirgt, habe die Firma, so Pharmakologe Poser, „mit Liebe vertuscht“.

Vor den verschlossenen Augen der Berliner Arzneimittelwächter vom BGA geht die über Kombinationspräparate „induzierte“ Sucht mittlerweile ins dritte Jahrzehnt.

Bei den als Tages-Tranquilizern angebotenen Benzodiazepinen sind die Verordnungszahlen seit einigen Jahren leicht rückläufig; 1986 etwa sank die Menge der verschriebenen Tagesdosen um 5,7 Prozent. Die Pharmahersteller versuchen ihre Kritiker deshalb schon wieder in den Wald zu schicken. Die weggefallenen Beruhigungsmittel-Rezepte, so schmeichelten sie den Medizinern im „Deutschen Ärzteblatt“, seien offenbar durch intensivere Gespräche mit den Patienten ersetzt worden.

Doch die Benzo-Produzenten spielen nur auf zweierlei Tastaturen. Wie bei kommunizierenden Röhren haben sie in den vergangenen Jahren die leichten Einbußen im Geschäft mit den Tages-Benzos durch entsprechende Zuwächse bei den Benzodiazepinen für die Nacht aufgefangen. Dem fließenden Übergang von Tages-Tranquilizern zu den weniger auffälligen Schlafmitteln verdanken die beiden westdeutschen Benzo-Spitzenreiter für die Nacht, „Rohypnol“ und „Halcion“, 1986 Verordnungszuwächse von 9,4 und 16,7 Prozent.



Streßberuf Devisenmakler
„Therapie pur und einfach“

Tages- und Nacht-Benzos zusammen wurden im selben Jahr nur um 0,8 Prozent weniger verschrieben. Der Abhängigkeitseffekt der Medikamentengruppe insgesamt ist mithin, trotz aller Appelle an die Mediziner zu mehr Zurückhaltung, kaum geringer geworden.

Mit Erfolg werben die Pharmaproduzenten neuerdings für eine langfristig sogar noch gefährlichere Ausstiegshilfe aus der Realität. „Licht für die Psyche“, so versprechen sie, sollen schon bei den kleinen Problemen des Alltags, bei Stimmungsschwankungen und Antriebsschwäche Antidepressiva und die für die Behandlung schwerer Geisteskrankheiten vorgesehenen Neuroleptika bringen. Begründung: Die starken Psychopharmaka machen nicht abhängig.

Wie bei der Tranquilizer-Suche haben die Marketing- und Werbeabteilungen der Pharmakonzerne auch hierbei das Heft in der Hand. In Anzeigen und auf Kongressen verwässern sie die Indikationen der allemal potenten Mittel: Aus höchst zweischneidigen, nebenwirkungsreichen Medikamenten zaubern die Pillenverkäufer sanfte Helfer gegen den simplen Frust.

Ihre Umsätze mit den Antidepressions-Mitteln konnten die Pharmahersteller auf diese Weise im vergangenen Jahr um 13 Prozent steigern. Die Umsätze bei den Neuroleptika wuchsen – ebenfalls 1987 –

um neun Prozent. Bei einem typischen Benzodiazepin-Ersatz, den 1,5-Milligramm-Ampullen des Neuroleptikums „Imap“, sorgten die Ärzteverschreibungen sogar für ein Umsatzplus von 28 Prozent.

Als wären sie bei den harmlosen Alltagsbeschwerden ihrer Patienten von allen guten Geistern verlassen, gehen die Mediziner den Werbesprüchen der Psychopharmaka-Hersteller („Ausweg aus der Abhängigkeits-Problematik“) erneut auf den Leim; wider besseres ärztliches Wissen, denn mit den Psychopräparaten der Pharma-Industrie läßt sich nicht spaßen.

Fast jeder vierte Patient reagiert auf die Antidepressionsmittel mit innerer Unruhe, Müdigkeit, Schwindelgefühlen oder Schlafstörungen. Das Sexualleben geht häufig gegen Null. Bis zu 20 Prozent der Neuroleptika-Patienten erkranken nach mehrjähriger Therapie, mitunter aber schon nach wenigen Monaten, an sogenannten Dyskinesien; bei den meisten von ihnen (60 Prozent) läßt sich



Frau im Altersheim: „Eine Form von Gewalt“



Gruppentherapie in der Suchtklinik: Muskeln zucken, Boden und Wände wölben sich

der Schaden nicht mehr beheben: Sie leiden zeitlebens unter unkontrollierbaren Bewegungen ihrer Kau- und Schlundmuskulatur.

Britische Ärzte, so fanden Medizinwissenschaftler in Großbritanniens größtem Entgiftungszentrum in Edinburgh heraus, hatten ihren Patienten die

Benzo-Tranquilizer häufig in dem vergeblichen Versuch verschrieben, soziale Probleme, vor allem das Elend der Arbeitslosigkeit, chemisch zu lindern. Die Mehrheit von ihnen, so stellten die Forscher fest, war „vom Glück verlassen, enttäuscht, frustriert oder unglücklich“. Viele von ihnen wurden von den Pillen

„Geht es noch ohne?“

Acht Testfragen zur Sucht

Ein Drittel der westdeutschen Benzodiazepin-Abhängigen wissen nach Schätzungen von Experten nichts von ihrer Sucht. Sie glauben, auf die Mittel jederzeit verzichten zu können. Bei längerfristiger, womöglich jahre- und jahrzehntelanger Abhängigkeit können sie nur durch einen mehrwöchigen Klinikaufenthalt und eine anschließende Entwöhnungskur von ihrer Sucht befreit werden.

Anhand von Fragen, die der Berliner Internist Martin Trompke für den SPIEGEL formuliert hat, läßt sich der Grad der Abhängigkeit beurteilen:

„An wie vielen Tagen haben Sie in den vergangenen drei Monaten keine Benzodiazepine genommen?“

„Tragen Sie immer eine Sicherheitspackung bei sich?“

„Gibt es für Sie Situationen, bei denen Sie das Gefühl haben, Sie könnten sie mit einer Tablette besser bewältigen?“

„Spielt Angst oder Ängstlichkeit in Ihrem Leben eine Rolle?“

„Nehmen Sie in den Urlaub immer eine ausreichende Menge Tabletten mit?“

„Verunsichert Sie der Gedanke, einen Tag ohne die Tabletten auskommen zu müssen?“

„Haben Sie die Tabletten schon einmal von verschiedenen Ärzten bezogen?“

„Können Sie einschlafen, ohne eine Tablette genommen zu haben?“

Ergibt die Mehrzahl der Antworten den Verdacht einer Abhängigkeit von Tranquilizern, sollte das Problem mit einem Arzt besprochen werden.

an die Schwelle zum Selbstmord getrieben.

In den Forschungslaboratorien der Hersteller wird dennoch mit Hochdruck an den Nachfolgern der Benzodiazepine gearbeitet. Bis zum Beweis des Gegenteils können die Produzenten auch bei der Kampagne für die Benzo-Erben wieder den Mund vollnehmen. Hellsichtigen Experten wie der britischen Psychopharmakologin Heather Ashton sind die Verheißungen dagegen ein Dorn im Auge. Jedes Arzneimittel, das Ängste beseitigt, warnte die Wissenschaftlerin, mache abhängig – „by its very nature“. Doch das Geschäft mit der Seele wird auch in Zukunft weitergehen.

Ihren Bedarf an risikoärmeren Nachfolgern der Benzos stillen westdeutsche Mediziner schon jetzt mit einem neuartigen Wirkstoff namens Buspiron (Handelsbezeichnung: „Bespar“). Eine Million Tagesdosen des Mittels wurden 1986 in der Bundesrepublik verschrieben. Der Herstellerfirma Bristol-Myers brachte

der Vorbote einer gänzlich neuen Familie von Tranquilizern im selben Jahr ein Verkaufsplus von 46,7 Prozent – ähnlich erleichtert und vorschnell hatten die Mediziner Anfang der sechziger Jahre die Benzodiazepine als vermeintlich ungefährliche Nachfolger der tückischen Barbiturate begrüßt.

Buspiron, so fanden die Wissenschaftler heraus, wirkt nicht auf die Benzodiazepin-Rezeptoren, sondern auf Botenstoffe im Mittelhirn. Den Hunderttausenden von Benzodiazepin-Abhängigen in der Bundesrepublik kann das Mittel deshalb nicht über die Not des Entzugs hinweghelfen.

Bei den durch den Benzodiazepin-Skandal verunsicherten britischen Ärzten wirbt Buspiron-Hersteller Bristol-Myers für seine Pillen mit einem klassisch verharmlosenden Slogan: „Angsttherapie pur und einfach“ – ein weißer Schwan gleitet auf den Anzeigen majestätisch und würdevoll über eine im ersten Morgenlicht blau schimmernde Lagune.

In den USA gingen die Werbe-Strategen der Firma bis an den Rand des guten Geschmacks. In Werbesendungen an die Ärzte zeigten sie einen überanstrengten Fluglotsen vor dem Radarschirm – der Text empfahl Buspiron als rechten Helfer gegen die Angst, der den Streß bekämpfe und die Konzentration nicht mindere.

Ende letzten Jahres wurde dem Hersteller die Verbreitung der gemeingefährlichen Bilder untersagt. ♦